

HORST HENSEL

Nebeneinanderher
Erinnerungen an Max von der Grün

Ob Literatur die Welt verändern kann? Mich hat die Literatur
verändert – und ich bin ein Teil dieser Welt.

Max von der Grün*

1

Wir sind einander über einen Zeitraum von mehr als drei Jahrzehnten immer wieder begegnet, in manchen Jahren oft, in anderen gar nicht, zumeist auf kollegiale Weise, mitunter sogar herzlich, dann wieder gespannt, auch misstrauisch, bestenfalls geschäftsmäßig. Denn er war kein einfacher Mensch. Ich bin es ebenso wenig. Nicht gerechnet die jeweilige Situation. Dies alles bedenkend erstaunt mich, wie viel davon sich aus dem Gedächtnis rekonstruieren lässt, hilfsweise auch aus stockfleckigen Akten aus dem Keller, bei welchem Erinnern, Kramen und Skizzieren sich dann ergab, die Begegnungen in ihrer Entwicklung darzustellen, da sie sich erst in einem chronologischen und autobiografischen Zusammenhang aus ihrem Dasein als Anekdote lösen und zur Ausleuchtung von Teilen des Literaturbetriebs und des literarischen Geschiebes führen, zumindest so weit, wie meine Taschenlampe reicht, und wodurch sie einen Informationswert erhalten, der über den hinausgeht, den die Erinnerungen für mich persönlich haben, auch wenn Max von der Grün manches anders gesehen und einiges auch übersehen haben sollte.

Aber nun der Reihe nach:

2

Ich entstamme einer Bergarbeiterfamilie des Ruhrgebiets. An eine höhere Schule war nicht zu denken. Ich wünschte aber nichts sehnlicher, als Geschichte zu studieren und Schriftsteller zu werden. Diesen alltagsfremden Selbstentwurf musste ich verschweigen. Verständnis, gar Ermutigung hatte ich nicht zu erwarten, lediglich Befremdung und Spott. So führte ich ein

* Zit. n. *Zum 70. Festschrift für Max von der Grün*. Stadt- und Landesbibliothek Dortmund 1996, S. 44.

zweites Leben in der Literatur, als jemand, der sich insgeheim an Texten versuchte, insbesondere aber ständig las. In seinem Roman *Flächenbrand* schrieb fast 20 Jahre später Max von der Grün, dass man in Büchern leben könne. Dieser Satz hätte auf mich gemünzt sein können. In meinem wirklichen Leben lief es darauf hinaus, Arbeiter zu werden. Nach Beendigung der achtjährigen Volksschule begann ich am 1. April 1961 eine Lehre. Ich war 13. Jeden Morgen stand ich um 20 nach fünf auf, kam abends gegen halb sechs zurück nach Hause. Kein Wunder, dass meine Schreiblust versiegte, zeitweise sogar meine Leselust. Was ich sein musste, wollte ich nicht sein; was ich sein wollte, konnte ich nicht sein. Ich fühlte mich gespalten. Trotzdem machte ich meine Arbeit so gut wie möglich, welche Leistungsorientierung mir auch anezogen worden war. Von Anfang an gehörte ich somit auf eine abseitige Weise zu den besten Lehrlingen in Werkstatt und Berufsschule. Das war mein Glück. Eines Tages ermunterte der Berufsschullehrer ein halbes Dutzend Jungen unseres zweiten Lehrjahres dazu, die Abendschule zu besuchen, weil sie die entsprechende Leistung erbracht hätten. Ich gehörte zu diesen Jungen. Endlich eine höhere Schule! Ich hatte verdientes Glück gehabt. Indes war es teuer erkaufte, denn die nun folgende jahrelange täglich 14-stündige Zweiheit von einem Lehrling auf dem Weg zum Facharbeiter und einem Abendschüler auf dem Weg zum Ingenieur ließen mich abermals verzagen, was meine eigentliche und eigene Lebensperspektive anging. Geschichte würde ich wohl nicht mehr studieren können. Und schreiben? Inmitten lebenslanger Betriebsarbeit – wo gab's denn so was?!

3

Doch, so was gab's.

4

In meinem autobiografischen Roman *Sturzacker* habe ich geschildert, was es für den Lehrling und Abendschüler Frank Fechner bedeutete, auf jemanden zu stoßen, der jeden Tag in einem Betrieb arbeiten musste und zugleich Bücher schrieb.

Der Ich-Erzähler sieht den Jungen eines Tages

vor Schulzes Leihbücherei stehen und in das Schaufenster blicken, wo zwischen Schreibblöcken und Geschenkpapier ein Buch ausgestellt war: *Irrlicht und Feuer* von einem Autor namens Max von der Grün. Zwei Frauen vor dem Schaufenster unterhielten sich darüber. Der Schriftsteller sei Bergmann, arbeite immer noch auf Zeche und wohne ganz in der Nähe. Fechner hörte zu, war fassungslos. Ein Arbeiter, der Bücher schrieb? Und aus dieser Gegend war?

Er ging in den Laden. Nein, sagte die alte Frau Schulze, das Buch sei nicht zur Ausleihe, es könne aber gekauft werden. Fechner erkundigte

sich nach dem Preis, besaß jetzt nicht das Geld, es zu kaufen. Das war auch nicht wichtig. Es blieb unerhört: Ein Buch von einem Arbeiter! Er schöpfte jählings neue Hoffnung, war wie befreit, und ich nicke dir zu, dort vor dem Schaufenster des Ladens im westfälischen Industriedorf: Siehst du, es geht also doch!

Es war nicht daran zu denken, sofort wieder mit dem Schreiben anzufangen, aber dass es grundsätzlich doch noch möglich sei, schien Fechner nun sicher. Vorerst begann er wieder ein Tagebuch, eins auf losen Zetteln, und ich sehe ihm das Vergnügen an, mit dem er die erste Notiz einträgt: *Zweites Tagebuch. 1. Kapitel. Habe gestern von einem Arbeiter gehört, der Bücher schreibt* – Den Zettel schob er in eine Mappe, die er zwischen seine anderen Mappen, die Hefte und Schulbücher steckte, und nun sehe ich ihn die nächsten Tage wie erlöst im Vermittlungssaal des Fernmeldeamtes Fehler und Störungen in Schaltungen und Bauteilen herausfinden, den Kopfhörer auf den Ohren, den Stromlaufplan vor Augen [...].

Schließlich konnte er sich das Buch kaufen, las sich in ihm fest,

zu Hause bis tief in die Nacht, eine spannende Geschichte aus seiner Nachbarschaft, nur dass in diesem Buch die Familien auseinander gingen, das kannte er so nicht, in seiner Familie war alles eng versippt, dort pappte man aneinander, führte ansonsten aber dasselbe Leben wie die Leute in dieser Geschichte über das Arbeiterleben rund um die Zeche; er kannte die Flüche über die Arbeitshetze und die Erzählungen über die Unfälle unter Tage, und Fechner las den schaurigen Satz: »Der Blutstoß des geköpften Steigers klatschte in mein Gesicht«; er sah es, hörte die schleppenden Schritte der Männer morgens nach der Nachtschicht, das ewige Stöhnen der Frauen über die ewige Geldnot, ihr ewiges Rechnen mit den Pfennigen, ja, das einmal nachzulesen war erstaunlich, war neuartig, auch wenn es nicht wie von Hemingway geschrieben war, dennoch: man fühlte sich selbst dargestellt als Arbeiter, und wo gab es das denn schon in der Literatur; der Roman war eine Ermunterung.

Wir schrieben das Jahr 1963. Ich war 16.

Ich fühlte mich diesem Mann nahe, der in Kamen-Heeren höchstens acht Kilometer Fahrradweg entfernt von der Wohnung meiner Eltern in Kamen-Methler wohnte, ganz in der Nachbarschaft und doch Lichtjahre entfernt. Stilistisch vermochte er mich allerdings nicht zu begeistern. Diese Ambivalenz blieb: Nähe zur Autorenpersönlichkeit, Interesse an den Themen dieses Autors und seiner Art der Darstellung, Achselzucken gegenüber der Schreibweise. Dann bekam ich die Hetze der Unternehmer und der *Industriegewerkschaft Bergbau und Energie* gegen von der Grün mit, was mich empörte. Ich sah ihn im Fernsehen, aha, so sah der also aus, mit »Lutherschlitzaugen«, wie ich um Originalität bemüht in mein Tagebuch

schrieb – ich hörte seine Stimme, der sprach ja gar nicht wie einer aus dem Ruhrgebiet. In den folgenden Jahren las ich natürlich alles, was er schrieb, mit derselben Empfindung, mit der ich *Irrlicht und Feuer* gelesen hatte, diskutierte hin und wieder mit meinem Vater darüber, einem manchmal lesenden Arbeiter, damals Betriebsratsvorsitzender einer Zeche. Er war kein Freund der Bücher Max von der Grüns, und zwar deshalb nicht, weil er in ihnen lediglich die Verdopplung der eigenen Arbeit und Lebensweise wahrnahm: Warum soll ich den Scheiß auch noch lesen, mit dem ich mich jeden Tag auf'm Pütt rumschlagen muss? – Da las er lieber B. Traven.

Allerdings sah er sich ebenso wie ich die Filme an, die nach der Vorlage von der Grünscher Texte hergestellt wurden, einige von Hans Dieter Schwarze, der unter anderen 1968 den Fernsehfilm *Schichtwechsel* drehte, und ich erinnere mich an die Szene, in der ein Betriebsrat frühmorgens nach der Nachtschicht zu einem Bergbauinvaliden geht, um ihm den Unfalltod seines Sohnes mitzuteilen. Der Alte sieht den Mann langsam die Straße herankommen und weiß Bescheid... Die Szene rührte mich, umso mehr, als mein Vater als Betriebsratsvorsitzender auch manchmal nach einer Unfallschicht...

5

So gingen die Jahre ins Land und aus dem Facharbeiter und Abendschüler wurde dann doch jemand, der für sechs Semester nach München an die *Hochschule für Politische Wissenschaften* gehen konnte, dort 1966/67 mit welterfahrenen 19 Jahren und gestimmt von Arno Schmidt und Ezra Pound sein erstes Buch schrieb, eine aufrührerische Textsammlung, mit einer Kreuzigungsgeschichte, in der Jesus einen frühen Che Guevara abgab, einer unverfroren schmidtisierenden anderen Geschichte über eine weibliche Faust-Figur, Direktorin des *Deutschen Museums* in München, die mit einem ihrer Studenten eine Affäre hatte, einem umfangreichen Tagebuch über die Arbeit des Autors als Werkstudent in einem Dortmunder Stahlwerk, einem Beitrag zur *Dokumentarliteratur*, dazu Gedichte, manche wie von *Old Ez* selbst, von Pindar, wenn er über Fußball geschrieben hätte, von Li Bai, wenn er Westfale gewesen und nach München gekommen wäre – und wirklich sehr schade, dass der *Diogenes-Verlag* in Zürich es nicht drucken wollte, woraufhin der groß greifende junge Autor das Manuskript mit großer Geste in den Papierkorb warf. Wer war man denn: Entweder – oder!

Am nächsten Morgen kramte er allerdings einige der Gedichte und das Tagebuch der Stahlwerksarbeit aus dem Papierkorb heraus. So schlecht war zumindest das doch gar nicht!?

6

Im Februar 1969 las ich in der Münchner *Abendzeitung* von einem Schreibwettbewerb: *Mein Arbeitsplatz – wie er ist und wie er sein könnte*.

Man möge Texte einschicken. Und zwar an den *Arbeitskreis für Amateurkunst* in Oberhausen, Josephsplatz 3. Ich schickte mein Tagebuch der Werkstudentenarbeit im Stahlwerk ein, das aus dem Papierkorb gerettete, inzwischen um weitere Passagen aus folgenden Jahren ergänzt, und wurde zu einem Treffen in Dortmund eingeladen, das am 8. November stattfinden sollte.

Immerhin ein Anfang!

7

Zwischen dem Aufruf im Februar und der Tagung im November wechselte ich den Studienort und das Fach. Mit dem Wintersemester 1969/70 begann ich in Dortmund das edle Handwerk vorzugsweise des Geschichtslehrers zu erlernen, den Lehrerberuf also, den untersten der akademischen Berufe, billigerweise von Aufsteigern aus dem Proletariat anzustreben. Soweit war ich dann doch gekommen.

Ich besuchte also die Herbsttagung 1969 der *Gruppe 61* im *Fritz-Henßler-Haus*, der Dortmunder Volkshochschule, wo an einem klassischen Novembertag die Preisträger des Wettbewerbs ihre Texte lasen. Leider hatte ich keinen Preis bekommen, war noch nicht einmal in die Auswahl aufgenommen worden, wengleich mir von den Juroren viel Lobendes über den Stahlwerkstext gesagt wurde, doch dass ich gegenwärtig Student war, machte ihn nicht eben preistauglich, denn es sollten ja Arbeiterinnen und Arbeiter ausgezeichnet werden, Menschen eines Lebenszustands, den ich hinter mir gelassen hatte, und wenn dieser Rollenwechsel für mich als Wettbewerbsteilnehmer prekär war, so war es bezüglich des Textes auch meine rüde Darstellung grober proletarischer Arbeit, in die dann auch noch einige intellektualistische Reflexionsworte eingeflossen waren, eine befremdliche Mischung der Stile, wobei auch einen flapsigen Satz lang ein Arbeiter mit einer Bemerkung zur Sexualität zitiert wurde, was nun wirklich ziemlich unpolitisch und auch moralisch bedenklich war, und schließlich war der Text auch zu lang – und so weiter und so weiter.

All das machte mir nichts aus. Ich nahm an einem Treffen der *Gruppe 61* teil! Zumindest an einem öffentlichen oder teilweise öffentlichen Teil dieses Treffens. Genau weiß ich es nicht mehr. Dort lernte ich Fritz Hüser kennen, einen rundlichen Mann mit kahlem Schädel, den Gründer des *Archivs für Arbeiterdichtung und soziale Literatur* und Mentor der *Gruppe 61*; wir wurden im Laufe der folgenden Jahre recht vertraut miteinander, wengleich wir immer beim Sie blieben. Hüser war damals Schwiegervater Max von der Grüns. Ob dieser an jenem Samstag anwesend gewesen war, weiß ich nicht mehr, aber wenn er es gewesen sein sollte, dann auf sehr zurückhaltende Weise, was bezogen auf die Situation aber nicht zu ihm gepasst hätte.

Auf der Tagung bewegte ich mich neugierig unter allen, also auch unter den Linken wie Peter Schütt und Erasmus Schöfer, der eine später Mitglied des Parteivorstands der *Deutschen Kommunistischen Partei* und Parteidichter, der andere bald darauf Mentor und Vorsitzender des Werkkreises, ebenfalls Kommunist. Betreut wurde ich von der Lyrikerin Liselotte Rauner, einer attraktiven 40-jährigen mit wallendem roten Haar, mit der ich und die mit mir flirtete, im Verlauf welcher Ausschweifung wir uns ein Viertelstündchen in ein Café zurückzogen und dort ganz schicklich einen Kaffee tranken; ich bekam Kontakt zu Anneliese Althoff und Annemarie Stern vom *Oberhausener Arbeitskreis*, befand mich einen Samstag lang inmitten heftiger Diskussionen über Politik und Literatur, darüber, ob politische Forderungen in die Literatur einfließen dürften oder nicht, ob Literatur Partei ergreifen dürfe, müsse, könne, alle Modalverben hinauf und herunter, ob das Schreiben und die Autoren organisiert werden müssten oder ob Schreiben ein einsames Geschäft bleiben könne, der Autor als Einzelgänger begriffen werden müsse und ob der Maßstab für Literatur ein ästhetischer und keiner sonst sei, wobei mitunter antipodisch von der Grün als Beispiel für eine gestaltende und der Enthüllungsjournalist Günter Wallraff als Beispiel für dokumentarisches Schreiben genannt wurden. Sollte Letzterer damals anwesend gewesen sein, kann ich mich heute auch daran nicht erinnern.

Gestalten oder dokumentieren? Ich sympathisierte eigentlich mit der in der Diskussion kritisierten herkömmlichen, also bürgerlichen Ansicht, kannte aus eigener Erfahrung doch zur Genüge, dass man einsam war, wenn man schrieb, als Schreibender immer schon ein Einzelgänger und davon überzeugt, dass Kunst ausschließlich ästhetisch und aus sich heraus, also werkimmanent zu beurteilen sei. Andererseits... das Gegenteil dieser Haltung ließ hier und heute an Aufbruch glauben... an eine neue Art von Literaturproduktion... woran man teilnehmen konnte! Auch Brecht hatte doch im Kollektiv gearbeitet! Und so schien es an diesem Nachmittag im Stimmengewirr in der Dortmunder Volkshochschule, im Nebel des Zigarettenrauchs, dass unsereins im wirklichen Leben erst dann und dadurch zum Schreiben und Veröffentlichen kommen konnte, wenn diese Literatur organisiert würde, wir als Nachwuchsautoren aus dem Proletariat zusammenarbeiten würden. Dies Widerspruchsgewirr war natürlich den Lebensläufen und Lebenserfahrungen der entsprechenden Personen geschuldet, den gesellschaftlichen und literaturbetrieblichen Bedingungen. Ging es überhaupt anders?

Ich lief zum *Werkkreis* über.

8

So angeregt und von Herkunft, Bildungsgang, Zeitstimmung und einem kritischen Blick in die Schulbücher spezifisch gestimmt, kam ich auf die

Idee, eine Anthologie mit Texten aus der Arbeitswelt für den Unterricht zusammenzustellen, denn die moderne Arbeitswelt kam in den Lesebüchern nicht vor. Ich veröffentlichte einen Aufruf: *Freunde, Genossen...*, schrieb Briefe, auch an von der Grün, der inzwischen in Dortmund wohnte, schrieb an den berühmten Autor – und er antwortete mir freundlich auf einer Postkarte und schickte etwas ein! Ich rief ihn an, räusperte mich und nannte meinen Namen und kam auf das Projekt zu sprechen. Er ging darauf ein und sprach mit mir tatsächlich völlig normal.

die rote deutschstunde kam als herausnehmbarer Mittelteil der Studentenzeitung *schwarz auf weiß* im Frühjahr 1970 heraus und war im Rahmen dessen, was sie leisten konnte, durchaus erfolgreich.

9

Ich hatte also Kontakt bekommen, blieb im Gespräch mit den anderen und nahm an der Gründung der Essener *Werkstatt* des entstehenden *Werkkreises* teil. Auch dort wurde ich aufgefordert, in Dortmund eine *Werkstatt* zu gründen. Dazu schrieb ich Flugblätter, Briefe und Presseaufrufe. Am 1. Oktober 1970 war es dann so weit: Die Gründungsversammlung tagte in der Dortmunder Volkshochschule. Als Letzter trat ein Mann von Mitte 60 ein, Dackel an der Leine, Pfeife im Mund, Golfmütze auf dem Kopf: ein ostelbischer Gutsherr.

»Ick heiß Paul Polte!«

Angenehm!

Er setzte sich, legte die Mütze vor sich auf den Tisch, band die Hundeleine am Stuhl fest und paffte duftenden Tabakrauch in den Raum. Ich eröffnete die Versammlung. Während ich unsere Ziele erläuterte, trat leise ein Mann herein, in dem ich Max von der Grün erkannte. Ich war verblüfft. Paul Polte knarrte »Max!« in seine Richtung, von der Grün winkte »Paul!« zurück, dann wurde Max von der Grün von mir »offiziell« begrüßt. Er setzte sich in die letzte Reihe, hörte zu, schwieg zu allem und verließ den Raum, als ich die Versammlung schloss.

Ist ihm was gegen den Strich gegangen?, fragte ich Paul Polte, der zwar wie ein Kleinadeliger gekleidet war, der aber, wie ich noch erfahren sollte, lebenslang als Textilkaufrmann sein Geld verdient hatte, dabei als satirischer Lyriker in der Weimarer Zeit Mitglied des *Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller* gewesen war, wegen einer Satire auf Hitler als Häftling in der berüchtigten Dortmunder *Steinwache* eingesperrt hatte, später Mitglied der *Dortmunder Gruppe 61* wurde. Nee, sagte Paul Polte, der Max, der is eben so. Is n oller Knütterkopp.

10

Nun begann neben Studium, Politik und Familie die mühevollle Aufbauarbeit des *Werkkreises*. Ich habe sie in meinem Buch *Werkkreis oder die Organisierung politischer Literaturarbeit* nachgezeichnet, und indem ich an die damalige Situation denke, berührt es mich seltsam, sie auch dahingehend interpretieren zu können, dass wir uns als aus dem Proletariat stammende Anfängerautoren mit dem *Werkkreis* nach und nach sowohl die eigene literarische Infrastruktur als auch eine Theorie der Prozesse solchen Schreibens und solcher Kulturpolitik selbst schaffen mussten. Einfacher war es wohl nicht zu machen.

In den Diskussionen über unsere Art der Literatur war viele Male von der Grün ein Bezugspunkt. Und, abermals antipodisch genannt, Wallraff mit seiner Dokumentarliteratur. Oft fragte ich mich, warum nicht durch verschiedene Texte oder gar in ein und demselben Text beides möglich sein sollte: Gestalten und Dokumentieren, denn ich war ein Liebhaber des literarischen Gemischtwarenladens. Reinheit, gar ein Leben und Werk aus einem Guss, das schien mir nicht erstrebenswert, abgesehen davon, dass es auch nicht möglich war. Max von der Grün wurde im Zusammenhang solcher Diskussionen und Auftritte einerseits von etlichen bewundert und beneidet, weil er sich als freier Autor behaupten konnte, andererseits kritisiert, weil er es im bürgerlichen Literaturbetrieb tat. Als ob es einen anderen gegeben hätte! Selbst die spätere *Werkkreis*-Reihe bei *Fischer* erschien doch in einem bürgerlichen Verlag. Und der Gegenbetrieb zahlte keine Honorare. Man musste schon sehr glaubensstark sein, dies gut zu finden. Ich gehörte als ehemaliger Arbeiter nicht zu diesen glaubensstarken Linkskritikern von der Grüns. Geld war doch wichtig! Somit verteidigte ich ihn gegen solche Kritik.

11

Hin und wieder ergab sich nun auch ein kurzer persönlicher Kontakt, anfangs moderiert von Paul Polte – sei es auf irgendeiner Lesung, einer Gewerkschaftsversammlung, einer politischen Zusammenkunft: Man begrüßte einander, wechselte ein Wort, wobei von der Grün sich zumeist offen, mitunter aber mürrisch verhielt. Er schien Stimmungsschwankungen unterworfen zu sein. Seine Lage war ja auch schwierig. Er saß zwischen allen Stühlen. Den Linken zu rechts und den Rechten zu links, den Ästheten zu schlicht und zu fremd, den wenigen lesenden Arbeitern zu nah und zu anspruchsvoll.

12

Aufgrund des unerwarteten Echos, das die *rote deutschstunde* auch in Schulen ausgelöst hatte, machte ich mich daran, ein Lesebuch *Für eine andere Deutschstunde* zu konzipieren und herauszugeben, ein Buch über

Arbeit und Alltag in neuen Texten, das in Zusammenarbeit mit dem Oberhausener *Arbeitskreis für Amateurliteratur* entstehen sollte und für das ich ab Sommer 1970 mit Flugblättern, Briefen und Telefongesprächen warb, was Erasmus Schöfer als nicht mit dem Sprecherrat des *Werkkreises* abgestimmt kritisierte, gegen welchen »Alleinvertretungsanspruch« ich mich allerdings verwahrte. Auch Max von der Grün wurde von mir um einen Textbeitrag gebeten, und zwar um die Kohlenhobel-Passage aus *Irrlicht und Feuer*, die mit dem geköpften Steiger. Er sagte zu und begann mich bei einem dieser Telefonate überraschenderweise zu duzen. In alphabetischer Reihung hinter ihm wurde mein Text *Stahlwerk* plaziert, ein Auszug aus dem Betriebstagebuch seligen Angedenkens, das allerdings um die meisten Seiten und dann auch noch auf besonderen Druck der Lektorin Anneliese Stern und der Verlegerin Annemarie Althoff um jene moralisch bedenkliche Stelle gekürzt werden musste, die ich im Kleinkapitel Nummer 7 schon spannungsaufbauend angedeutet habe, jene, da mir ein Stahlwerksarbeiter in heißer Sommernacht und nach dem Abstich eines Ofens schweißüberströmt politisch völlig unkorrekt gesagt hatte: »Mensch, wenn man beim Vögeln auch so schwitzen würde wie beim Malochen, hätte Dortmund nicht sechshunderttausend, sondern nur sechshundert Einwohner.«

Mit der *anderen Deutschstunde* startete 1972 der aus dem *Oberhausener Arbeitskreis* hervorgehende *ASSO-Verlag*. Als das Buch heraus war, setzten wir uns in der Wohnung Anneliese Althoffs am Josephsplatz zu einer serbischen Bohnensuppe zusammen, die beiden *Assos*, der *Arbeiterdichter* Josef Büscher, der Kulturchef der Bergarbeitergewerkschaft Walter Köpping und seine Frau, der Essayist, Lyriker und Bibliotheksdirektor Hugo Ernst Käufer und vielleicht auch noch andere, die ich vergessen habe, nebst meiner Frau und mir. Außer Frau Köpping und meiner Frau waren die Genannten in der *Deutschstunde* ebenfalls als Herausgeber aufgeführt worden, was mich ärgerte, hatte doch fast die gesamte Arbeit auf mir allein geruht. Ich ließ mir aber nichts anmerken. Außerdem war man ja auch kollektivistisch gesinnt. Am Tisch ging es gehoben proletarisch zu, also kleinbürgerlich. Das Gespräch wurde aus der Tradition der älteren Arbeiterdichtung heraus geführt, nicht aus den Ideen des *Werkkreises*. Überhaupt spielte Politik, gar Literaturpolitik an jenem Abend kaum eine Rolle. Ich erinnere mich daran, dass Frau Köpping uns mit einer längeren Erläuterung darüber unterhielt, dass man in der kalten Jahreszeit tunlichst overschenkellange Schlüpferschuhe zu tragen habe, natürlich aus guter Wolle, um sich »da unten« nicht zu erkälten. – Und ich hatte gedacht, wir würden die rote Fahne schwenken!

Die *andere Deutschstunde* erlebte bis 1976 vier Auflagen und wurde viele tausend Mal verkauft, natürlich ohne dass die Autoren oder gar ich als Herausgeber honoriert wurden. Dennoch nützte mir das Buch, denn es war Thema meiner Deutsch-Prüfung im Ersten Staatsexamen. Es schienen nicht allzu viele Studenten ihre Deutschlehrer-Laufbahn mit einem selbst

herausgegebenen Lesebuch zu starten. Ich brauchte mit den Prüfern nur darüber zu plaudern, wie ich das Buch gemacht hatte. Die Note war prachtvoll, dazu leicht verdient. Was will man mehr?

13

Politische Bildung und Literatur schienen zusammenzugehören, und so fand wie mancherorts und als eine unter vielen im September 1973 in der Dortmunder Volkshochschule eine Podiumsdiskussion statt über »Literatur und Arbeiterbildung«. Über sie war in der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung* zu lesen: »Hoffnungslos überfüllt war der Henßler-Haus-Saal bei dem Forumsgespräch [...]. Junge Leute – überwiegend »Nicht-Arbeiter« diskutierten lebhaft am »Arbeiter«-Thema vorbei.« Auf dem Podium saßen, wie das vergilbte Foto auf der brüchig gewordenen Zeitungsseite zeigt, von links nach rechts Walter Köpping und Dieter Schmidt – ebenfalls Gewerkschaftler –, die damals als Autorin des Tagebuchs *Klassenliebe* berühmte Karin Struck, der Dortmunder Autor Wolfgang Körner als Gesprächsleiter, Max von der Grün, dann ich, damals gerade Lehrer geworden, und schließlich Günter Wallraff. »Fast jeder von ihnen musste etwas einstecken«, schrieb die *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, »aber kaum jemand so viel wie Karin Struck.«

Der Bericht ist hübsch und bezeichnend, und ich erinnere mich daran, dass die Antipoden bei diesem Gespräch Karin Struck und ich waren; ich empfand sie als unerträglich eifernd, selbstbezogen und realitätsfremd; sie wird mich als zugleich besserwisserisch, platt alltagsverbunden und linksradikal empfunden haben. Mit von der Grün ergab sich aber ein Schulterchluss, wir diskutierten auf gleicher Wellenlänge, gesättigt mit Betriebs-erfahrungen, wengleich ich mich schärfer äußerte als er. Das magere Resultat der Diskussion war meiner Erinnerung nach, dass politische Bildung der Arbeiter notwendig sei, eine bestimmte Literatur dazu verhelfen könne, die Arbeiter sie aber nicht lesen würden. So drehte sich der Zeitgeist im Kreis.

14

Nach zwei Jahren Schuldienst konnte ich ab dem Wintersemester 1975/76 für drei Jahre eine Assistentenstelle an der *Pädagogischen Hochschule* in Bielefeld wahrnehmen, was mir erlaubte, meine Doktorarbeit zu beginnen. Da ich eine Familie zu unterhalten hatte, konnte ich mir keine zweite Wohnung zusätzlich zu der Sozialbauwohnung in Unna-Königsborn leisten. So schlief ich in meinem Büro im Universitätsgebäude, Trakt L, 5. Stock, Zimmer 129, verhielt mich mucksmäuschenstill, wenn der Nachtwächter mit seinem Schäferhund die Gänge entlangging und der Köter vor meiner Tür stehenblieb und knurrte. Später kam ich bei einem anderen Assistenten

unter, dann in Studentenwohnungen, die mir überlassen wurden, weil ihre Mieter sie nicht benutzten.

Eine Möglichkeit, zusätzlich Geld zu verdienen, bot die Volkshochschule, an die mich Jürgen Feldhoff vermittelte, ein Soziologieprofessor, dem ich zugeordnet war. Der damalige Leiter der Volkshochschule, Jörg Wollenberg, ging begeistert auf meinen Vorschlag ein, eine Reihe mit Autoren der Arbeiterliteratur zu moderieren. So etwas passte in die Zeit und versprach ein volles Haus. Ich achtete darauf, dass den Autoren ein ordentliches Honorar zugesagt wurde. Natürlich war Max von der Grün einer von denen, die ich ansprach. Er sagte zu. Ein anderer Gast sollte Josef Reding sein, Dortmunder Linkskatholik, Autorentgewerkschafter und Autor hunderttausendfach verkaufter und in viele Sprachen übersetzter Bücher, ein weiterfahrener und weitgereister Mann, der ebenfalls zusagte. Auch der 1975 über seinen Arbeiterfamilienroman *Zeit zum Aufstehen* plötzlich sehr bekannt gewordene Münchener Autor August Kühn (Rainer Zwing) war bereit, in Bielefeld zu lesen; ich kannte ihn aus der *Werkkreis*-Arbeit: Er übernachtete bei uns in Unna-Königsborn und ich erinnere mich daran, dass er zu später Stunde über eine seiner DDR-Reisen berichtete und den Werktätigen dort eine viel zu langsame und außerdem nachlässige Arbeit nachsagte, mit der sich die sozialistische gegen die kapitalistische Produktionsweise nicht würde behaupten können. Kühn war gelernter Optik-Schleifer und Parteikommunist. Außerdem trat in dieser Reihe das *Bielefelder Arbeiter- und Studenten-Theater* auf – dergleichen gab es einmal! – und spielte die Bühnenfassung meiner Berufsverbotserzählung *Gespräch mit der Staatsgewalt*, die ich in diesem Zusammenhang zum ersten Mal sah, obwohl das *BAST* mit dem Stück schon seit einiger Zeit »auf Tournee« war – natürlich ohne mich zu honorieren.

Zuvor stand die Lesung Max von der Grüns an. Etwa eine halbe Stunde vor Beginn der Lesung traf er ein, allzeit überpünktlich, und wir gingen auf einen Kaffee in das Café vor dem Volkshochschulgebäude am Alten Markt und setzten uns dort in die Sonne. Er war in jenem Jahr 1976 fünfzig geworden, und ich erinnere mich an einen Geburtstagsartikel über ihn, wahrscheinlich in der *Deutschen Volkszeitung*, wo es geheißen hatte, dass sein Gesicht von Fältchen wie von tausend Spinnweben durchzogen sei. Das fand ich gut beobachtet. Er paffte seine ewige Pfeife, erkundigte sich nach meiner Arbeit und dann nach Einzelheiten meines Lebens. Da hast du ja mit dem Schreiben ähnliche Erfahrungen gemacht wie ich, sagte er. Ich erzählte ihm von meinem Erlebnis mit seinem Buch *Irrlicht und Feuer* im Schaufenster des Schreibwarenladens in Kamen-Methler und was es für mich bedeutet hatte. Er schien ganz gerührt, nickte mehrmals, griff an meinen linken Oberarm und rüttelte ihn. Wir sahen einander an. Sein von tausend Fältchen durchzogenes Gesicht. Die kurzen rotblonden Haare. Die blauen Augen. Dann guckten wir in unseren Kaffee.

Er las vor vollem Haus aus seinem Reisebericht über die Türkei: *Wenn der tote Rabe vom Baum fällt*. Ehrlich gesagt, war ich etwas enttäuscht. Ich hatte Prosa über die Arbeitswelt erwartet. Aber das Publikum lauschte gebannt. Mir fiel wieder seine Stimme auf. Nicht laut, aber deutlich. Eher hell als dunkel. Gut artikuliert, auch scharf. Und mit einem fränkischen Unterton.

Nach der Lesung die Diskussion. Ich erinnere mich daran, dass einige Frauen, wohl Lehrerinnen, mit Bezug auf den Reisebericht die Multikulturalität priesen. Liebend gern hätte ich eingegriffen und mich mit Blick auf die Wirklichkeit als Gegner dieser Ideologie offenbart. Aber ich war ja Diskussionsleiter und musste mich zurückhalten. Von der Grün besorgte das Geschäft für mich. Er war solidarisch mit den ausländischen Arbeitern, glaubte aber nicht an das multikulturelle Himmelreich auf Erden. Dann traten zwei, drei Studenten auf, die ihn angriffen. Es ging um die Rolle der Literatur in den Klassenkämpfen. Da halte er sich doch sehr zurück als Autor. Seine Texte seien nicht operativ. Indes war diese Funktionalisierung der Literatur mit von der Grün nicht zu machen. Er konnte sehr scharf werden und wurde es. Plötzlich ohne Zusammenhang mit der laufenden Diskussion die ewige Frage an Autoren: »Warum schreiben Sie, Herr von der Grün?«

Von ihm seine ewige Antwort: »Und warum scheißen Sie?«

Die Fragerin war beleidigt. Die Studenten kritisierten. Von der Grün parierte und so ging die Diskussion zu Ende: Eine ganz normale Diskussion nach einer ganz normalen Lesung, damals in den 1970ern.

Anschließend nahm er mich in seinem Auto mit, da ich an diesem Abend meins nicht zur Verfügung hatte. Sein Wagen war ein großer BMW, und ich erinnere mich daran, dass er sehr schnell fuhr.

Ich habe so viele Termine, dass ich schnell sein muss, sagte er.

Und so 'n BMW?

Ist ein gutes Auto für meine Zwecke! Oder hältst du einen BMW für unangemessen?

Ich zuckte die Schultern.

Er sagte, dass möglichst viele ein so gutes Auto fahren sollten. Dann plauderte er halb zynisch und halb kritisch darüber, dass er als Autor wie ein freier Unternehmer besteuert werde. Was er als ein solcher alles abschreiben könne! Unglaublich, wie sehr Unternehmer privilegiert seien. Wenn er da an seine Jahre als Arbeiter denke! Da ziehen sie dir alles aus der Tasche, aber als Unternehmer... Er könne sich jedes Jahr den neusten BMW kaufen, ihn mit einem Aufpreis gegen seinen alten eintauschen, alles steuerlich

gefördert. Du zahlst wahrscheinlich mehr für deine Ente als ich für meinen BMW.

Hab' keine Ente, hab' einen Ford.

Egal. Sieh zu, dass du als Unternehmer besteuert wirst.

Wir jagten mit 180 über die A 2. Draußen dunkle Nacht.

Er fragte mich, wie ich meine Herkunft als Arbeiter und meine Arbeit als Intellektueller unter einen Hut bekommen würde. Ich nannte meine Lage schwierig. Dabei erwähnte ich auch meine seinerzeitige Empfindung, mir als Student zu alt vorgekommen zu sein und mir heute als Hochschulassistent ebenfalls zu alt vorzukommen.

Das verstand er gut. Man sei als Arbeiter früher alt denn als Bürgerlicher. Er führte es auf den größeren Verschleiß an Arbeitskraft und Lebenskraft zurück.

Ich setzte hinzu, dass ich meiner Beobachtung nach auch erwachsener auftreten würde als gleichaltrige Intellektuelle, gar gleichaltrige Studenten.

Das fand er ganz natürlich. Frühe Arbeit mache früher reif. Er erwähnte die Zersplitterung der Kräfte bei schreibenden Arbeitern. – Kennst Du *Ein Zimmer für sich allein*?

Von der Virginia Woolf? Ja.

Ich habe ganz oft in der Küche geschrieben, sagte er. Die Nächte durch.

So was kenne ich auch.

Jetzt kam die Raststätte Vellern in Sicht – die alte, die es heute nicht mehr gibt.

Hier habe ich mal ungeheures Glück gehabt, sagte er. Er sei auf einer Lesung gewesen, nannte die Stadt, deren Namen ich vergessen habe, es sei tief in der Nacht gewesen, er habe schrecklich müde nur noch nach Hause und ins Bett gewollt. Und hier in Vellern –

Ja?

Da sei er von der Autobahn abgekommen, habe in seinem Dusel geglaubt, die Zufahrt zur Raststätte sei immer noch die Autobahn, zweigte ja auch in sehr spitzem Winkel ab, und da sei er mit 180 Sachen über die Raststätte gefahren, vorbei an den parkenden Lastwagen und den Bäumen, und als er es begriffen hatte, war er schon wieder runter und zurück auf der A 2.

Verdammt!

Kannst du laut sagen, und weißt du was, als ich Zuhause aus dem Auto stieg, bemerkte ich, dass ich völlig nassgeschwitzt war. Wie aus dem Wasser gezogen.

Da hast du Glück gehabt. Und unsere Literatur auch. Mensch, Maxe!

Wir kamen auf Bücher zu sprechen. Ich hielt *Stellenweise Glatteis* für sein bestes Buch. Er auch. Dann berichtete er von seinen Erfahrungen mit der Verfilmung seiner Bücher, nannte den Regisseur Hans Dieter Schwarze einen guten Kumpel, mit dem er gerne zusammengearbeitet habe. Von ihm habe er das Drehbuchschreiben gelernt. Ich erinnerte an *Schichtwechsel*. Er kam auf seine Arbeit auf *Zeche Königsborn* zu sprechen und auf seinen früheren Wohnort Kamen-Heeren. Ich nickte Bekanntschaft. Und dass er hätte schreiben müssen, nach der Arbeit, ohne Rücksicht auf seine Ermattung. Ich nickte Entsprechung. Dann tauschten wir uns darüber aus, dass jemand, der schreibt, auch lesen muss, und dass wir von Jugend an immer viel gelesen hatten.

Er nannte Autoren, mit denen er sich kaum über Literatur unterhalten könne: Die lesen nur sich selbst.

Schließlich hielten wir vor dem Bahnhof Unna-Königsborn. Der spielt auch bei mir eine Rolle, sagte er, bin lange nicht mehr hier gewesen. Soll ich dich nicht bis ganz nach Hause fahren?

Nee, lass mal, tut mir ganz gut, die paar hundert Meter zu laufen. Tschüs. Und danke.

Tschüs. Und lass mal wieder von dir hören.

Er wendete. Ich sah den Heckleuchten nach. Zwei rote Augen in der Nacht. Er fuhr viel zu schnell.

15

1977 wurde ich zum 1. Sprecher, also Bundesvorsitzenden des *Werkkreises Literatur der Arbeitswelt* gewählt. Im Jahr darauf musste ich zurück in die Schule, weil meine Zeit in Bielefeld abgelaufen war.

In der Schule lasen wir damals als Klassenlektüre im neunten Schuljahr von der Grüns Buch *Irrlicht und Feuer* und im sechsten Schuljahr sein Kinderbuch *Die Vorstadtkrokodile*. Ich wurde von den Kolleginnen und Kollegen gebeten, Lesungen mit ihm zu organisieren. Ich war damals in ein Haus nach Kamen-Methler zurückgezogen, abermals nur eine Radtour von Max von der Grün entfernt, wenngleich nun in westlicher Richtung, denn er hatte inzwischen seine zweite Wohnung in Dortmund bezogen, im Stadtteil Lanstrop. Zur Absprache über die Lesungen besuchte ich ihn dort und ich erinnere mich an sein Studio unter dem Dach und an seine Bibliothek dort. Am Regal stand eine Leiter. Wir unterhielten uns über die Bücher und ver-

sicherten einander abermals, dass man viel lesen müsse. Bei den Lesungen in der Schule machte ich dann den Bärenführer.

Zufällig war es so, dass auch meine beiden Töchter im Abstand zweier Jahre im sechsten Schuljahr die *Vorstadtkrokodile* lasen, und so machte ich mit jeweils einer der Töchter morgens vor dem Unterricht den Schlenker nach Lanstrop und holte ihn zur Lesung ab. Beide Male versuchte er, mit dem Mädchen zu plaudern, das aber recht verschüchtert war und einsilbig blieb. Jedes ließ sich aber ihr Exemplar der *Vorstadtkrokodile* signieren und betrachtete dann die steilen Schriftzüge.

Nach der Lesung fuhr ich ihn nach Hause, wo wir einen Kaffee tranken, ein wenig über Gott und die Welt und die Schule lästerten, bis ich wieder los musste.

16

Irgendwann begann ich, anstatt mit dem Auto mit dem Fahrrad zur Schule zu fahren und einmal oder zweimal in der Woche, zumeist am Wochenende, eine etwa einstündige schnelle Fahrt durch die Felder und Wälder um Kammen herum zu unternehmen, eine Fahrt, die mich an ihrem äußersten westlichen Punkt an Lanstrop vorbeiführte, hundert Meter entfernt von Max von der Grüns Wohnung. Dabei begegneten wir einander ziemlich häufig, da er es gewohnt war, mit seiner dritten Frau, Jenny, einer US-Amerikanerin, einen Spaziergang den Waldrand entlang zu unternehmen. Manches Mal stoppte ich mit quietschenden Reifen, jappte einen Gruß und reichte den beiden meine schweißnasse Hand. Man wechselte einige Worte zu dritt, dann musste ich weiter. Es kam aber auch vor, dass ich in Zeitnot war (mein Ehrgeiz zwang mich zu 50 Minuten, höchstens einer Stunde für 20 Kilometer) oder das Ehepaar zu spät erblickt hatte, sodass ich lediglich einen Gruß hinüberröchelte und schon weg war. Hin und wieder kam es auch vor, dass ich um die Waldecke bog und sie beinahe über den Haufen gefahren hätte. »Du Mörder!«, rief er mir einmal nach.

Weitere Zufallsbegegnungen ergaben sich in der Innenstadt Kamens, wo es damals einen alteingesessenen Zigarren- und Tabakladen gab, den Laden Tschorn, eine Treppe hoch und voller wunderbarer alter Zigarrenschränke, geführt von einem Einzelhändler, der an Literatur interessiert war und ist. Bei Tschorn kaufte ich meine Zigarren und von der Grün seinen Pfeifentabak. Manchmal begegneten wir einander schon auf dem Weg, manchmal erst im Laden, wo wir dann zu Dritt plauderten, von der Grün, Tschorn und ich. Worüber? Über Pfeifentabak und Zigarren und Alltagsangelegenheiten, meiner Erinnerung nach niemals über Literatur. Wenn wir einander in der Stadt trafen, war er zwar stets in Muße, ich aber leider immer in Eile, so dass die Begegnung kurz ausfiel. Dabei wechselten wir des Öfteren Worte über die Arbeit in der Dortmunder Gruppe des *Schriftstellerverbands*. Ich erinnere mich an eine solche Begegnung an einem schwülen Sommernach-

mittag, als er in irgendwelchen kurzen Hosen und in einem Polohemd daherschlockerte wie Opa Bräsig selbst.

17

Ich erinnere mich, begann ich den vorigen Satz. Aber wie? Und wie lückenhaft! Denn, beispielsweise, dass von der Grün mich rezensiert hatte, hatte ich völlig vergessen: Nach Schluss meiner Arbeit an diesem Text legte ich einige Unterlagen in den Keller zurück, und erst dabei fiel mir eine umfangreiche Rezension in die Hände, die er 1981 über mein pädagogisches Buch *neun mal schulwetter* geschrieben hatte. Und wenn mich nun, aufgemuntert durch meinen Fund, meine Erinnerung, dies alte rostige Sieb, nicht trägt, gab es auch weitere Rezensionen. Nach ihnen in der muffigen Enge des völlig zugestellten Raums zu suchen, fehlte mir die Lust. So füge ich nachträglich diese Zeilen dem fertigen Text an derjenigen Stelle hinzu, wohin sie chronologisch gehören.

18

Und ach – nicht nur die Nummer 17 meines Berichts, auch die später folgenden Nummern 19 und 25 schrieb ich erst, als ich dachte, ich sei bald fertig: Ich war schon auf den letzten Seiten, als mir einfiel, dass von der Grün bei meinem Roman *Die Sehnsucht der Rosa Luxemburg* eine Rolle gespielt hatte und dass wir einmal gemeinsam ausgezeichnet worden waren, er für sein Lebenswerk, ich für ein Hörspiel. So habe ich auch die Nummern 19 und 25 nachträglich in die chronologische Reihe montiert, und gerade jetzt, indem ich dies schreibe, fällt mir abermals etwas auf, nämlich dass ich den Helden meines Textes fast immer »von der Grün« oder »Max von der Grün« nenne, kaum je »Max«. Das habe ich instinktiv richtig gemacht. Diejenige Vertrautheit, die der ständige Gebrauch des Vornamens nahelegt, hat es zwischen uns nicht gegeben. Sodass ich bei jener Abstand haltenden Nennung bleibe. Ab jetzt bewusst.

Seltsam... in mehr als 30 Jahren... Und ebenso seltsam die Erinnerungslücken: Warum bis zum Schluss kein Gedanke daran, dass ich von ihm rezensiert wurde, durchaus positiv? Was will uns die Dichterin Erinnerung damit sagen?

Ich weiß es nicht, will es vielleicht auch gar nicht wissen und fahre lieber mit der Reihung der Fakten fort. – Der Fakten?

19

Irgendwann erwähnte ich von der Grün gegenüber, dass ich an einem Roman über Rosa Luxemburg schreiben würde. Der Roman sollte eine politische Liebesgeschichte werden: Rosa Luxemburg und Leo Jogiches. Das interessierte ihn. Er bat um das Manuskript und sagte: Falls es mir gefällt,

vermittele ich dich an meinen Lektor im *Luchterhand-Verlag*. Ich schickte ihm das Manuskript und hörte einige Zeit später von ihm am Telefon, dass er es gelesen und seinem Lektor auf den Tisch gelegt habe, der aber nicht sehr begeistert sei. Hm. Dieser Lektor teilte mir dann später mit, dass der Roman gekürzt und umgeschrieben werden müsse. Er sei viel zu philosophisch. Zu viele essayistische Passagen. Die Liebesgeschichte sei viel zu zart dargestellt. Aber gerade darum gehe es doch: Eine Liebesgeschichte über und mit Rosa Luxemburg! Eine einmalige Marktlücke! Auf diese Geschichte hätte ich das Manuskript zuzuspitzen, und ich höre noch heute seine Stimme am Telefon, wie er sagt: »Rosa Luxemburg im Bett! Das ist es!«

Ich lehnte ab. Max von der Grün pflichtete mir bei.

20

Schon in den 1970ern und die 80er hindurch kam es zu heftigen und erbitterten Diskussionen und Fraktionskämpfen im *Verband deutscher Schriftsteller* und in seinen Landesverbänden, somit auch in unserem heimischen, dem nordrhein-westfälischen und deshalb auch in unserer Bezirksorganisation, der Dortmunder, wenngleich unser Landesverband und unser Bezirk mit Blick nach woandershin, beispielsweise nach Berlin, geradezu als Muster an Solidität hätte durchgehen können.

Worum ging es? Natürlich um die richtige Linie: Gewerkschaftsorientierung und/oder Einigkeit der Einzelgänger, wie Böll es formuliert hatte, um den Zusammenhang von Literatur und Politik, um die Haltung gegenüber den sozialistischen Staaten, deren Autoren und Autorenverbänden, um Gott und die Welt und um die Autoren als Götter der von ihnen erschaffenen oder zu erschaffenden Welt. Es war politische Grundüberzeugung im Spiel und kapaunenhafte Eitelkeit, nüchterne Organisationsgesinnung und linke Stoßtrupp-Romantik. Das alles wurde durch tagesordnungssprengende Diskussionen, Taktiererei bezüglich der Abstimmungen und Mausechelen bei Personalien in die Verbandspolitik oder die Politiken des Verbands umgesetzt und über Resolutionen und Erklärungen in die Welt geschickt, Papiere, die bald noch nicht einmal mehr die Feuilletonredakteure lasen.

Damit wir uns nicht falsch verstehen: Es gab schon etwas zu diskutieren und es gab Anlässe, sich einzumischen, es hätte nur nicht ständig wie die Apokalypse inszeniert werden müssen.

Es war ein Glück, dass der Landesverband Nordrhein-Westfalen damals von Josef Reding geführt wurde, dem mit allen Wassern gewaschenen Autoren-gewerkschafter, einem der ältesten und besten Autorenfreunde von der Grüns, die manches Mal als kaum zu schlagendes Gespann auftraten. Und es war ein weiteres Glück, dass die Bezirksgruppe *Westliches Westfalen* des *Schriftstellerverbands*, die Dortmunder Bezirksgruppe, in den 1980er- Jah-

ren von Heinrich Peuckmann geleitet wurde, der es verstand, Grundsatzfestigkeit mit Humor, Leitungsbefähigung mit Augenmaß, eigene Autorenleistungen mit Förderung von Kollegen zu verbinden. Das war und ist bis heute etwas Ungewöhnliches im *Schriftstellerverband*.

Nie zuvor und danach hat der Dortmunder Bezirk so viel Zulauf erhalten wie in jenen Jahren, waren die Versammlungen so gut besucht, war das Niveau der Diskussionen so hoch. Unter der Leitung Peuckmanns entfalteten alle Kolleginnen und Kollegen ihre besten autorengewerkschaftlichen Fähigkeiten. Max von der Grün war in diesen Fragen stets ein Kollege unter Kollegen. Wenngleich des Öfteren maulig. Besonders, wenn es ihm seiner Meinung nach zu politisch wurde. Das führte zu Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und mir, denn ich war verbandspolitisch und kulturpolitisch erheblich linksaktiv. Ich trat für eine starke Gewerkschaftsorientierung ein, was er mit Misstrauen sah kein Wunder nach seinen schlechten Erfahrungen mit den Gewerkschaften als zensierenden und unterdrückenden Organisationen. Ich trat dafür ein, dass Kollegen aus der *Deutschen Kommunistischen Partei* genauso gewählt werden konnten, wie andere, befand mich auch oft in der Nähe oder in Übereinstimmung mit Ansichten aus der Partei. Das traf ebenfalls auf sein Misstrauen, aber wieso, da er doch kein platter Antikommunist war? Irgendetwas schien nicht mehr zu stimmen. Auch meine Initiative für einen Autorenstudiengang an einer Kunsthochschule stieß auf seine Skepsis, was mich besonders wunderte, sollte dieses Studiengang doch gerade Anfängern, besonders denen von unten, den Start erleichtern: Mussten denn alle so viel Lehrgeld bezahlen wie unserins? So war es Josef Reding und nicht von der Grün, der mir verbandspolitisch half, den ausgearbeiteten Plan vor Abgeordnete und ins Wissenschaftsministerium zu bringen, wo er allerdings zermahlen wurde. Was von der Grüns und meine Streitpunkte anging, so waren wir beide bezeichnenderweise nicht in der Lage, uns offen darüber zu unterhalten, schon gar nicht über den Subtext des Konflikts, den ich bei ihm vermutete. Also mufelten wir uns bei Gelegenheit wieder an.

Aber er schlug sich auch selbst in die Schanze. Als nämlich der Bundesvorstand in der Krise steckte, erklärte sich von der Grün dazu bereit, selbst in den Bundesvorstand zu gehen, um zu helfen, »die Karre aus dem Dreck zu ziehen«. Dies schien uns ein Beitrag dafür zu sein, aus der Zerfleischung und dem Streit herauszukommen. Einige Tage später rief ich von der Grün zu Hause an und drängte ihn, nicht von seiner Kandidatur abzurücken. Es entwickelte sich ein längeres Gespräch über die Politik des Verbands. Wir stimmten überein in diesem allerdings sehr kühlen geschäftsmäßigen Gespräch. Von der Grün war dann von 1984 bis 1986 Mitglied des Bundesvorstands, und dass bei weitem nicht alles gelang, was wir wünschten, versteht sich von selbst. Jedenfalls gehörten jetzt dem Dortmunder Bezirk der Landesvorsitzende und ein Mitglied des Bundesvorstands an, was seine Vorteile hatte. Natürlich konnte von der Grün nun nicht mehr so häufig an

den Sitzungen teilnehmen. Wenn, dann erschien er nunmehr auch den anderen als zunehmend mauliger.

21

1986 feierte er seinen 60. Geburtstag im Vereinsheim seines Sportvereins in Dortmund-Lanstrop. Lange Tische und Bänke, Mettbrötchen und Bier. Es war, als ob ein Betriebsrat seinen Geburtstag feierte, nicht ein weltweit gelebter Autor. Sein Lektor hielt eine Ansprache, auch Peuckmann als Bezirksvorsitzender, möglicherweise auch andere. Während der anschließenden Feier setzte sich von der Grün einen Augenblick zu meiner Frau und mir auf die Bank. Wir sprachen etwas gestelzt miteinander; er zumeist mit meiner Frau, wobei er mir sein Profil zuwandte, dem ich auf einmal Züge der cumäischen Sibylle von Michelangelo ablas. Dann saß er schon wieder bei anderen. Das vertraute Gespräch in Bielefeld und auf der A 2 schien unwiederholbar.

22

Ein Zeugnis für die Stimmung zwischen uns, aber auch in der Bezirksgruppe ist folgende Tagebuchnotiz:

Die, 19.1.87: Heinrich in seinem Amt als Bezirksvorsitzender *Schriftstellerverband* bestätigt. Ich als zusätzlicher gleichberechtigter Vorsitzender gewählt. Streit mit Max von der Grün, dessen Unart, endlos zu monologisieren und Kollegen zu beschimpfen (»du altes Arschloch« zu W[...] L[...]) heute Abend unerträglicher denn je.

23

Im Herbst 1987 kam mein Roman *Die Sehnsucht der Rosa Luxemburg* im kommunistischen *Pahl-Rugenstein-Verlag* in Köln heraus. Im Januar 1988 erfolgte die zweite Auflage. Die »bürgerlichen Blätter« ignorierten das Buch. Der damals bekannte Literaturkritiker Armin Juhre sagte es mir am Telefon auch direkt: Bücher aus dem *Pahl-Rugenstein-Verlag* rezensieren wir nicht! Ob ich Max von der Grün das Buch zugeschickt habe, um dessen Manuskript er sich bemüht hatte, weiß ich nicht mehr.

24

Die Entfremdung nahm zu. Im Januar 1988 organisierten Heinrich Peuckmann und ich als Bezirksvorsitzende eine *Autoreninitiative Ruhrgebiet*, um uns an der politischen Diskussion über Betriebsstilllegungen zu beteiligen. In meinem Tagebuch steht:

Max von der Grün verweigert telefonisch Unterzeichnung des Aufrufs. Gibt Zeitgründe an, was Quatsch ist; wahrscheinlich kann er mit solchen Dingen nichts anfangen, ist darüber hinaus auch allem gegenüber mißtrauisch, was ich mache. Warum, weiß ich nicht.

25

Im selben Jahr wurde von der Grün für sein Lebenswerk der *Literaturpreis Ruhrgebiet* zugesprochen, den einige Jahre früher als erste Preisträgerin Liselotte Rauner bekommen hatte. Dem Preis waren zwei weitere Preise zugeordnet, um die man sich mit einem Hörspiel hatte bewerben können. Mir war als Abfallprodukt meines *Luxemburg*-Romans noch Stoff über Rosa Luxemburgs Sekretärin Mathilde Jakob in der Schublade liegen geblieben, woraus ich ein Hörspiel machte: *Der Name Mathilde*. Heinrich Peuckmann las es und »befahl« mir, es einzuschicken: »Du kriegst den Preis!« Ich schickte es ein. Aus den 69 Einsendungen wählte die Jury ein Hörspiel der Kollegin Jo Micovich und meines aus. Wir wurden zu einer Pressekonferenz ins Essener Rathaus geladen. Auf dem Weg nach oben in den Saal blieb ich mit einer älteren Frau im Fahrstuhl stecken und musste ihr über ihre Beklemmung hinweghelfen. Somit kam ich zu spät. Das war sowohl in von der Grüns Augen als auch in meinen unverzeihlich. Auf der Pressekonferenz und während der Preisverleihung gingen wir allerdings kollegial miteinander um, kollegialer als in der letzten Zeit. Was die Presseberichte anging, bin ich noch heute darüber erstaunt, dass sämtliche meiner Äußerungen falsch wiedergegeben wurden und dass die Journalisten es auch mit den Fakten nicht so genau nahmen; ich wurde beispielsweise vom *Westdeutschen Rundfunk* umstandslos zu einem Mann über 60 gemacht und blieb trotz vieler Richtigstellungen meinerseits für viele Jahre vorfristig immer schon über 60.

26

Im Studienjahr 1990/91 hatte ich einen Lehrauftrag inne an der Leipziger Autorenhochschule, dem *Becher-Institut*, um mit meinem seinerzeit in Nordrhein-Westfalen versandeten Plan für den Studiengang *Autorenarbeit im freien Medienmarkt* im Auftrag des *Bundesministeriums für Wissenschaft und Bildung* das Leipziger Lehrangebot modernisieren zu helfen.

Heute ist es für mich erheiternd, dass ich damals auch die Einführung in die Arbeit mit dem Rechner und, Jahre vor dem Gebrauch des Internets, die »Recherche in Datenbanken« in mein Lehrprogramm aufgenommen hatte: Ich stellte meinem unerfahrenen Publikum den Rechner vor, seine Bestandteile und seine Arbeitsweise sowie Schreibbefehle, damals noch für das Programm *Wordstar*, mit dem ich seit 1986 schrieb, weiß auf schwarzem Grund und ohne Maus.

Ich lehrte also »Rechner« – ich, der ich heute der Hilfe 17-jähriger Schüler bedarf, um mit der Entwicklung einigermaßen Schritt zu halten!

In Bezug auf Max von der Grün machte ich an der Autorenhochschule eine ernüchternde Erfahrung: Als ich ihn in einer Vorlesung erwähnte, stellte ich fest, dass ihn nur wenige kannten, kaum jemand ihn gelesen hatte und alle epochenweit von seinen Themen und allem, wofür er stand, entfernt waren.

Sie alle, diese ausnahmslos ruhmbegehrigen und selbstbezogenen jungen Autorenstudenten, wollten nichts, aber auch gar nichts wissen von einer Literatur, die die Wirklichkeit der Gesellschaft, der Arbeit in ihr und der arbeitenden Menschen aufgriff.

Meine Leipziger Studenten gehörten zu den ersten, die mir als Autorinnen und Autoren einer Literatur auffielen, die Heinrich Peuckmann literarisches Biedermeier nennt, einer Literatur, deren Autoren und Lektoren über wenig Lebens- und Arbeitserfahrung verfügen, eine, die sich im artig formulierten Kleinklein verliert und die heute sowohl stilistisch als auch thematisch mehr Aufmerksamkeit auf sich zieht als »realistische«, gesellschaftsbezogene und politisch dimensionierte Literatur, besonders letztere – abgezogen ihre in den 1960ern und 1970ern häufigen ästhetischen Schwächen.

Manche meiner Studentinnen und Studenten lebten schon in Hollywood, die realistischeren in Werbeagenturen, andere in Filmstudios, weitere von Honoraren und Preisen für Großwerke.

Ich konnte verstehen, dass sie die DDR satt hatten. Ich konnte nicht verstehen, dass sie die Gesellschaft satt hatten. Sie kamen mir vor wie Leibnizsche Monaden.

Max von der Grün habe ich nie etwas von diesem Erlebnis erzählt.

27

Bezug nehmend auf »Leipzig« erlaube ich mir an dieser Stelle eine Abschweifung. Mit meiner Kritik am »literarischen Biedermeier« meinte ich keinesfalls, dass die Literatur »realistisch«, gesellschaftsbezogen und politisch dimensioniert sein müsse, nein, denn im Warenkorb der Musen müssen alle Werke ihren Platz finden, Science fiction und Märchen, Naturlyrik und Surrealismus, Comics und Liebesgeschichten, in denen das Paar durchaus außerhalb von Raum und Zeit lebt, und, nicht zu vergessen Kriminalromane, die vielleicht gegenwärtig gesellschaftsnahesten und gesellschaftskritischsten literarischen Texte, und all diese Literatur muss auf jede Weise geschrieben werden können, von der auktorialen bis zur experimentellen – und damit genug der Aufzählung des schöpferischen Durcheinanders: und ich meinte auch nicht, dass, wenn jemand »realistische«, gesellschaftsbezogene und politisch dimensionierte Literatur schreiben möchte, er oder sie dabei die alten zumeist schon toten Gegenstände oder Themen oder Sujets wiederzubeleben versuchen sollte, abermals nein, und zwar schauernd, denn unsere Arbeitswelt ist eine mit Computern. In unserer Gesellschaft herrschen Vermarktungszwang und Mediatisierung, wir surfen im Netz: So etwas hätte entsprechende Literatur zu gestalten, wenn sie – auf welche Weise auch immer – die wichtigste Sphäre der Gesellschaft, die Arbeitswelt, einbezöge, dazu ihre Gegenwelt, die der hoffnungslos Arbeitslosen, ja, der »proles«, die sich allmählich zu einer eigenen sozialen Klasse bilden und Brot und Spiele brauchen, womit Literatur schon den politischen Blick

wagen würde, gar einen vorrevolutionären, aber – so kehre ich zum Ausgangspunkt meiner Philippika zurück: Hier und heute ist stilistisch und thematisch das »literarische Biedermeier« tonangebend und hätten deshalb bestimmte Autoren kaum eine Chance, auf den Markt zu kommen – und damit endgültig genug, denn ehe ich in den Verdacht gerate, ein literarisches Programm entwickeln oder Versatzstücke einer Gesellschaftstheorie skizzieren zu wollen, will ich zur Nacherzählung des langen Weges zurückkommen, den von der Grün und ich streckenweise in der doppelten Bedeutung dieses Wortes nebeneinanderher gegangen sind.

28

Im November 1991 lasen anlässlich des zehnten Erscheinens des *Jahrbuchs Westfalen* Hans Dieter Schwarze und ich gemeinsam in Warendorf, er seine *Caspar-Clan-Gedichte*, ich aus dem Manuskript meines Gedichtbands *Westfälischer Herbst* das Poem *Bahnhof Elysium*, das meine Leipziger Erlebnisse und Studierenden und die deutsche Vereinigung aufs Korn nahm. An diesem Abend unterhielt ich mich mit ihm auch über seine Verfilmung der Bücher von der Grün. Er teilte mir mit, was auch von der Grün mir mitgeteilt hatte, nämlich dass er ihm das Drehbuchschreiben beigebracht habe. Max sei ein ganz unpräventiöser Autor am »set« gewesen, berichtete Schwarze, stets kollegial und bescheiden – wie Schwarze selbst, mit dem ich in gutem Kontakt blieb bis zu seinen viel zu frühen Tod. Ich erinnere gern an ihn. Neben vielem anderen hat er sich auch um Max von der Grün verdient gemacht.

29

Dann begann sich zwischen von der Grün und mir das Blatt zu wenden. Meine Tagebuchnotiz vom 28. März 1992 gibt darüber Auskunft:

*V*S-Jahrestagung in Gummersbach. [...] Max von der Grün, der zu mir kam und merkwürdig unsicher und dazu katzenfreundlich mit mir über Gott und die Welt redete. Dann sprach er das Porträt in den Dortmunder Notizen an. Daher wehte also der Wind.

Es ging darum, dass ich in dem Blatt von einem Redakteur der *deutschen presseagentur* des längeren und breiteren porträtiert worden war: Ich sei ein Autor, der seine Stoffe mit einem »an Pedanterie grenzenden Perfektionismus« recherchiere, sei jemand, der »fortgesetzt schufte wie ein Besessener«, wozu lange Reihen von Tätigkeiten aufgeführt wurden, ich würde es genießen, mich – mit meinen Einkünften aus Schule und Hochschule in der Tasche – literarisch »nicht prostituieren zu müssen«, würde als »ehemaliger Heißsporn die politische Arena nicht mehr als Volkstribun« betreten, sondern sei als ein »Homme de Lettre zum Einzelgänger geworden«. Meine Position wurde als die eines »westfälischen Weltpoeten« bezeichnet, »Füße im Lehm, Kopf in den Wolken«. Gelesen würde ich lediglich von Minder-

heiten, denen ich »von Haus aus durchaus nicht nahe« stehen würde, meine wenigen Leser seien eine »Mischung aus klassischem und neuem Bildungsbürgertum und nicht der einfache Mann«. Ich schreibe »einfach enorm komplex«, sei ein »Fachmann für komplexe Größe« – siehe den *Luxemburg*-Roman. Diese Zuschreibung des japanischen Germanisten Mandokoro klinge in den Ohren des Autors allerdings nach jemandem, »der anständige Arbeit abliefern will. Alles richtig! Aber mit so unumstritten hervorragender Spracharbeit erobert man kein Massenpublikum. Damit jedoch scheint Hensel abgeschlossen zu haben und gut fertig geworden zu sein.«

Max von der Grün sagte, das Porträt habe ihn beeindruckt und er habe darüber nachgedacht. Soweit er mich kenne, werde es wohl zutreffen. Es gefalle ihm, dass ich meine Arbeiterherkunft nicht verschweige, obwohl manche im Literaturbetrieb dergleichen für einen Makel hielten. Er kenne sich da aus. Dann sprach er noch einmal den *Luxemburg*-Roman an. Es sei richtig gewesen, ihn nicht für den großen Markt umzuarbeiten; er sei in seiner anspruchsvollen Schreibweise ein Buch für wenige. Da habe der Journalist Recht. Allerdings würde ich leider zu einer hermetischen Schreibweise neigen. Darüber solle ich noch einmal nachdenken. – Wie ich es denn geschafft hätte, das Buch herauszubringen, ausgerechnet im *Pahl-Rugenstein-Verlag*?!

Ich erzählte ihm blumig, was ich hier nüchtern berichte: Mein Roman war untergekommen, nicht ohne dass einflussreiche Kreise im Verlag Gutachten in Auftrag gegeben hatten, um herauszubekommen, ob der Roman nicht eine Parteilinie verletze. Eines der Gutachten war negativ: Der Roman sei defätistisch, weise das sozialistische Projekt als gescheitert aus, nachdem es doch mit Gorbatschow neuen Schwung erfahren habe. Das zweite Gutachten war einigermaßen neutral. Andere und ebenfalls einflussreiche Kreise im Verlag setzten dann durch, dass der Roman dennoch herauskam. Der Versuch, ihn in der DDR zu veröffentlichen, scheiterte: Der *Tribüne-Verlag* schrieb mir im Mai 1988, was ich hier nachträglich aus dem Brief zitiere:

Ihr Buch, das sich über viele Passagen gut liest, enthält jedoch Zufälliges in der Komposition als auch eine subjektive Darstellung [...]. Ich bitte also um Verständnis, wenn wir Ihr Buch nicht in der DDR verlegen [...].

Es kam aber noch dicker: Mit dem polnischen Verlag Slansk hatte ich einen Vertrag abgeschlossen über eine Startauflage von 10 000 Exemplaren im Jahre 1990, und der japanischen Germanist Toshidata Mandokoro hatte es ins Japanische übersetzt, es mit seinen Studenten in der Universität Kyoto gelesen und er war sich sicher, einen großen japanischen Verlag dafür zu finden – aber da machte das Jahr 1989 Geschichte und in Japan und Polen schien ein Roman über Rosa Luxemburg nicht mehr absetzbar zu sein. Dann schloss ich: Der ganze Kladderadatsch '89 hätte doch auch ein Jahr

später stattfinden können! Dann wäre die *Luxemburg* in Polen und in Japan raus gewesen. Ich bin der Weltgeschichte böse, Max!

Er nickte: Du kennst doch den alten Spruch: Bücher haben ihre Schicksale?!

Ja. Ja. Ja.

Er sah mich bekümmert an und dann erkundigte er sich im abrupten Wechsel des Themas nach meinen Töchtern.

Nun plauderten wir fast schon wieder wie früher miteinander. Das Eis war abermals gebrochen.

30

Später sprach ich mit Heinrich Peuckmann darüber. Nicht nur ich, auch Heinrich hatte die Erfahrung gemacht, dass sich Weggefährten zurückgezogen hatten, dass man hinter unserem Rücken gegen uns gearbeitet hatte; gemeinsam hatten wir beispielsweise 1987 erlebt, wie die SPD unserer Wohnstadt Kamen uns und besonders mich beim Parteivorstand in Bonn als verkappte Kommunisten angezeigt hatte, da wir von diesem Parteivorstand als Autoren zu einer Tagung *Stadtkultur der 90er Jahre* nach Bremen eingeladen worden waren – tatsächlich, auch diese längst vergangenen 1990er-Jahre waren einmal Zukunft gewesen! –, und dass dann aus dem Parteivorstand heraus der Dortmunder Kulturdezernent vor uns Kommunisten gewarnt worden war, wie gewisse für gewöhnlich gut unterrichtete Kreise in Dortmund uns mitgeteilt hatten: Man solle mit uns als Bezirksvorsitzenden des *Schriftstellerverbands* so wenig wie möglich zusammenarbeiten, und indem wir uns dies alles heraufriefen, wurde uns allmählich auch klar, warum von der Grün und ich immer öfter zusammengerasselt waren, er immer stärker gegen meine zugegeben auch oft aus der Nähe zur Deutschen Kommunistischen Partei stammenden Verbandsaktivitäten opponiert hatte: Er musste wie auch andere geglaubt haben, ich sei Kommunist – anders konnte es nicht sein! Das war allerdings noch nicht das Problem, denn von der Grün war kein McCarthy. Das Problem war, wie wir erkannten, dass ich nie offen als Parteikommunist aufgetreten war – ich war ja auch nie einer gewesen: Parteidisziplin beispielsweise wäre mit mir nicht zu halten gewesen –, dass aber manche, auch Max, geglaubt haben mussten, ich würde Parteikommunist sein, mich als solcher jedoch verstecken, im Verband verdeckt operieren. Das wäre dann eine schofelige Haltung gewesen, Ausdruck von Feigheit, Kennzeichen einer Hintertreppenpersönlichkeit. Ich selbst hätte solch einem Mann nicht mehr getraut. – Daher hatte also bei Max der Wind geweht!

Peuckmann und ich waren uns sicher, das Rätsel gelöst zu haben, und wengleich ich über diesen Punkt nie offen mit von der Grün gesprochen habe – warum eigentlich nicht? –, stellte ich bei Gelegenheit doch klar, was mit mir los war.

31

Nun waren wir wieder die Alten. Das zeigte sich im April 1994 auf der Jahrestagung des *Schriftstellerverbands* in Lüdenscheid. »VS-Jahrestagung unerheblich«, meldet mein Tagebuch ein wenig untertreibend:

Querelen Geschichtskommission: Einige Autoren haben das Glück gehabt, von der Stasi bespitzelt worden zu sein. Daraus machen sie nun ein literarisches Leben, beanspruchen Märtyrerschaft. Entsprechend die Geschichtsdarstellung und die Aversion gegen jene, die differenziert urteilen wollen. Zugegeben, die Stasi war ein intoleranter und spießiger Omnipotenzverein – aber müssen ihre Opfer ihr darin nachfolgen?

Was die dürre Notiz nicht verrät, war, dass eine Front aus Max von der Grün, Heinrich Peuckmann, einigen anderen Kollegen und mir nicht bereit gewesen war, sich in lebensfremden moralischen Rigorismen zu üben, wohlgemerkt: darin! – ohne dass wir die Stasi im Mindesten gutgeheißt hatten. Aber es roch nach Verfolgung, diesmal der Bösen durch die Guten, die sich dabei dann sehr gut fühlten. Von der Grün verglich die Geschichtskommission mit dem McCarthy-Ausschuss und forderte, sie aufzulösen. Einige Wortmeldungen später wurde von der Grün von einem rumänien-deutschen Mitglied des Verbands angegriffen und als jemand bezeichnet, der einer Nazi-Familie entstamme. Natürlich war das eine Lüge, aber selbst wenn es gestimmt hätte, wäre diese Art der Antwort auf von der Grüns Redebeitrag genauso infam und unerhört gewesen, wie sie es als Lüge gewesen war. Von der Grün forderte eine Entschuldigung. Etliche Kolleginnen und Kollegen, darunter auch Peuckmann und ich empörten sich über jenes Verbandsmitglied, das dann mit einer Entschuldigung seine Lüge zurücknahm. Erst jetzt missbilligte auch der Diskussionsleiter und Landesvorsitzende des Verbands den Angriff auf von der Grün, den sofort zu ahnden seine Pflicht gewesen wäre. In der Pause stellten Peuckmann und ich ihn deshalb zur Rede. Zu spät. Max von der Grün trat aus dem *Schriftstellerverband* aus.

32

Und abermals schweife ich ab: Wenn ich bisher oft einzelne Erlebnisse oder Momente irgendwie generierter Gemeinsamkeit aufgeführt habe, und dies einigermaßen randscharf, so speist dergleichen nur die halbe Erinnerung: Nicht dass ich mich jetzt darüber auslassen möchte, dass, anders als es bei flüchtigem Lesen erscheinen könnte, von der Grün und ich besonders viel miteinander zu tun gehabt hätten, da doch das Gegenteil richtig ist: in all diesen Jahren haben wir zumeist gar nichts miteinander zu tun gehabt – nein, ich will sagen, dass, wenn ich sozusagen die Augen schließe, mir kaleidoskopisch Bilder alltäglicher Art aufscheinen, die den Grundstock meiner Erinnerung bilden, nichts Einzelnes, sondern ein Gemenge: Da ist der Duft des Pfeifentabaks, eine schimpfende Stimme, eine schmale und

eher kleine Gestalt, die den Kopf hebt, um mir ins Gesicht zu sehen, sind Fachdiskussionen in der Bezirksgruppe, etwa über die Einrichtung des Dortmunder Kabelpilotprojekts des *Westdeutschen Rundfunks*, die ich als Stimmengewirr einschließlich seiner Stimme gespeichert habe, ist eine gemeinsame Besichtigung des in Aussicht genommenen Gebäudes als Bild einer Gruppe von Menschen, unter denen sich auch von der Grün befindet, da sind durch Geläufigkeit verwischte Bilder, die sich zu einem einzelnen zusammensetzen lassen, wie von der Grün auf irgendwelchen Zusammenkünften, oft bei den Sitzungen der Dortmunder Bezirksgruppe, mal hinten am Eck sitzt, mal vor Kopf des Tisches neben Heinrich Peuckmann, dann wieder links oder rechts von mir, wie ich ein Zigarillo rauchen will, nach Streichhölzern suche, ihn anstoße: Hast du mal Feuer?, wie er gar nicht hochschaut von dem Papier, in dem er liest, mir geistesabwesend Streichhölzer hinreicht, ich mir das Zigarillo anzünde, ihm die Streichhölzer mit einem genuschelten »nke« zuschiebe, er sie ohne aufzusehen mit einem genuschelten »hm« an sich nimmt und wir uns wieder in die Unterlagen vertiefen, sind Erinnerungen an Wege vom Auto zu einem Saal, wie man den Kragen hochschlägt und auf das Wetter schimpft, wie man irgendwo steht und aus einem Plastikteller Erbsensuppe löffelt, wie er sich ein Glas Frankenwein am Kneipentisch bestellt, wir anderen beim westfälischen Bitterbier bleiben, sind Begegnungen, Gespräche, Gemeinsamkeiten, die gerade dadurch, dass sie schemenhaft bleiben, mein sozusagen inneres Bild Max von der Grüns bestimmen, und zwar viel mehr, als die Erinnerung an Erlebnisse, gar Ereignisse.

33

Am 25. Mai 1996 wurde er 70. »Morgens mit Peuckmann in Dortmund im Opernhaus auf dem Empfang zu von der Grüns 70. Geburtstag«, schrieb ich unter dem Datum des 2. Juni, eines Sonntags in mein Tagebuch, und auch, dass wir uns

ziemlich unsichtbar machten; waren auch nur kurze Zeit anwesend. Schandbare Rede Oberbürgermeister Samtlebes, weil er sich nicht entblödete zu sagen, daß er nach seiner Rede wieder gehen müsse, weil er die Einweihung eines Straßenbahndepots vorzunehmen hätte! Typischer Ruhrgebietspolitiker – wenn er zwischen Dichtern und Straßenbahn wählen muß [...].

Ich erinnere mich, dass Peuckmann und ich mit ihm ein Glas Sekt tranken, Heinrich einige schöne humorvolle Worte fand, einen passenden Witz hinzufügte, über den wir und die Umstehenden lachten, und dann musste von der Grün weiter, woanders die Honneurs machen, allerdings auf eine zurückhaltende, um nicht zu sagen etwas hölzerne Art. Der Salon war nicht sein Terrain.

34

In den folgenden Jahren trennte uns das Leben – ich kann es nicht treffender als mit dieser Phrase sagen. Ja, gewiss, nach wie vor gab es diese zufälligen Begegnungen bei irgendwelchen Veranstaltungen, bei meinen samstäglichen Fahrradrundfahrten, auf dem Feldweg und am Waldrand, diese zufälligen Begegnungen bei Tschorn, nun nicht mehr in dem schönen alten Laden, die Treppe hinauf, sondern in einem ganz gewöhnlichen Ladenlokal ohne Atmosphäre, inzwischen ebenfalls geschlossen, gab es die Begegnungen beim Kauf von Pfeifentabak, Havannas und Brasils, aber all dies wurde seltener, und einmal, bei Tschorn, sahen wir einander ins Gesicht, forschten in den trotz allem vertrauten Zügen, und er sagte: Mensch, Horst, du kommst allmählich in die Jahre. Ich nickte zurück: Du aber auch – um nicht zu sagen, was ich wirklich sah: Er war alt geworden.

35

Ab Anfang der 1990er-Jahre veröffentlichte er zunehmend weniger. Seine Themen galten als unzeitgemäß, seine Gestaltungskraft als verbraucht. Die Kritik wurde bissiger. Schließlich verschwand er vom Markt. Hin und wieder berichtete Heinrich Peuckmann von einem Telefongespräch mit ihm. Dann hörte man lange Zeit nichts mehr von Max von der Grün. Ich meldete einen zusätzlichen Wohnsitz in einer anderen Stadt an, bei meiner zweiten Frau in Gütersloh.

36

Am Abend des 7. April 2005 rief mich Heinrich Peuckmann an und teilte mir mit, dass Max gestorben sei. Ich schrieb in mein Tagebuch:

Mit von der Grün verschwindet eine der bedeutendsten Autorenpersönlichkeiten einer Literatur, die zutreffend mit sozial engagiert oder sozialkritisch und teilweise auch mit Arbeiterliteratur beschrieben werden kann, wobei letztere längst Vergangenheit ist – aber nicht lediglich wegen ihrer auch vorhandenen ästhetischen Schwächen.

37

Am nächsten Tag bat ich in meiner Eigenschaft als ehrenamtlicher Vorsitzender des lokalen Hörfunksenders *Antenne Unna* den Chefredakteur dort, Elmar Thyen, mit Heinrich Peuckmann eine Sendung über Max von der Grün zu machen, schließlich hatte er lange Jahre in unserem Sendegebiet gelebt und gearbeitet. Das war der nach dem Landesmediengesetz notwendige »lokale Aufhänger«.

Ein Jahr später erreichte mich die Bitte, über ihn zu schreiben. Im ersten Moment wollte ich absagen, weil ich tief in einem Kriminalroman steckte, der ein Zeitziel hatte. Und außerdem – ich konnte doch nur Anekdotisches beisteuern! Um dieser Gefahr auszuweichen, hätte ich mich an eine sorgfältige philologische Arbeit machen können, zu der ich dann auch kurzzeitig Lust hatte: Mal wieder einen Text mit Blick auf Primär- und Sekundärliteratur schreiben und mit vielen Fußnoten – aber es war zeitlich nicht zu machen. Also was? Schließlich kam ich auf einen Text wie diesen: autobiografisch verortete Erinnerungen in chronologischer Reihe. Beim Nachgrübeln über die Chronologie fiel mir ein, dass ich von der Grün gebeten haben wollte, eine Rezension über meinen autobiografischen Roman *Sturzacker* zu schreiben, der 2005 als Startbuch im neuen *assoverlag* erschienen ist: Er hätte ihn gern gelesen, dessen bin ich mir sicher, wir hätten uns anlässlich der Passage über den verzagten Jungen vor dem Schaufenster und seine »Rettung« durch *Irrlicht und Feuer* an unser vertrautes Gespräch in Bielefeld und auf der A 2 erinnert, ach ja, die Zeit, die Zeit... doch der Tod, unser geduldiger Wegbegleiter, er schlug uns ein Schnippchen. Der Roman kam ein halbes Jahr zu spät heraus. In ihm befindet sich über einige Dutzend Seiten auch die literarisch ausgeformte Darstellung der Erlebnisse des jungen Münchner Werkstudenten in einem Dortmunder Stahlwerk; die Darstellung fußt auf dem Dokument des Betriebstagebuchs von 1966/67, das in einer gekürzten Fassung 1972 in dem Lesebuch *Für eine andere Deutschstunde* im alten *ASSO-Verlag* erschienen war, der ja mit diesem Buch als Verlag begonnen hatte und wozu, wie erinnerlich, von der Grün einen Text aus *Irrlicht und Feuer* zugesagt und er mich in einem der Telefongespräche darüber zu duzen begonnen hatte.

So bildet der Stahlwerkstext eine Klammer und schließt sich ein Kreis. Es stimmt schon: Texte und Bücher haben ihre Schicksale. Und ihre Autoren auch. – Glück auf, Max!